

Schauen, hören, kichern

In Ligetis «Le grand Macabre» vermasselt Nekrotzar den Weltuntergang. Das Zürcher Opernhaus rettet die Premiere

Von Susanne Kübler, Zürich

Es war kein Komet, der das Zürcher Opernhaus am Samstag traf. Aber immerhin ein Grippevirus, das die Mezzosopranistin Judith Schmid alias Mescalina von der Premiere fernhielt und auch das Betriebsbüro in einen fiebrigen Zustand versetzt haben dürfte. Schliesslich ist György Ligetis «Le grand Macabre» von 1978 zwar eine der erfolgreichsten Opern der letzten Jahrzehnte; aber die Sängerinnen, welche die Rolle intus haben, sind rar. Eine fand sich dann doch: Sarah Alexandra Hudarew, die diese Partie 2017 in Luzern gab, wurde nur Stunden vor der Premiere aus Guadeloupe eingeflogen, stellte sich an die Seite der Bühne und sang – souverän.

Spielen musste allerdings eine andere, und das war der zweite Glücksfall für diese Premiere: Regisseurin Tatjana Gürbaca persönlich gab die Mescalina und bot dem Publikum damit die Chance, ihr sozusagen über die Schulter zu schauen bei der Auseinandersetzung mit einem Stück, das eine in jeder Hinsicht nahrhafte Knacknuss ist.

Auskomponierter Orgasmus

Als Anti-Anti-Oper hatte Ligeti «Le grand Macabre» bezeichnet: Weil er damit so heftig wie deftig die spröde Avantgarde attackierte, die ihrerseits die romantische Operntradition attackiert hatte. Statt einer Ouvertüre hat er also eine Autohupen-Toccata komponiert, statt eines sublimen Liebesduetts einen auskomponierten Orgasmus. Man hört wild zusammen gewürfelte Stilzitate und jede Menge Kalauer (witzige und alberne). Und wenn der böse Nekrotzar den Weltuntergang mit fast biblischem Pathos ankündigt («und sieben Engel mit Posaunen werden posaunen»), ahnt man gleich, dass das alles nur Bluff ist.

Nun ist seit der Stockholmer Uraufführung einige Zeit vergangen; die musikalische Avantgarde hat sich verändert, die Welt ebenfalls, vielleicht sogar der Sinn für Humor und ganz



Seltsame Welt. Fürst Gogo (David Hansen) fistelt in Violett, und Astradamors (Jens Larsen) ist doch nicht tot. Foto Herwig Pammer

sicher die Art der Operninszenierung. Was damals provoziert hat, ist längst Routine. So bleiben heutigen Regisseuren eigentlich nur zwei Möglichkeiten im Umgang mit diesem Stück: Entweder sie schieben es auf der Skala der Schrillheit noch ein paar Stufen nach oben (Herbert Fritsch tat das in Luzern). Oder sie ersetzen die Schockfarben durch dezentere Töne: Das war Tatjana Gürbaca's Taktik.

Gerade bei der Mescalina zeigt sich das, die ihren Mann mit Spiessen und Küssen quält und nach seinem vermeintlichen Tod in heftiges Wehklagen ausbricht: «Oweh! Oweh! Wer soll spü-

len? Wer soll waschen?» Eine sadistische Knallcharge ist sie im Original, und nur das. Bei Gürbaca bekommt sie nun Facetten, einen fast schon psychologisch stimmigen Charakter. Sie gewinnt damit an Kontur, zweifellos. Aber sie verliert auch einiges von ihrer satirischen Kraft.

Der zweite Einspringer, der italienische Dirigent Tito Ceccherini, setzt dagegen vor allem auf Kraft. Er hat die Produktion vom Zürcher Generalmusikdirektor Fabio Luisi übernommen; der hatte sich das Stück gewünscht, es aus gesundheitlichen Gründen jedoch abgeben müssen. Ceccherini hat Erfah-

rung mit dieser Musik – und hörbar Spass daran. Laut lässt er die Philharmonia spielen und dann noch lauter: Hauptsache, die Effekte stimmen. Allzu viele Nuancen kann man ihm bestimmt nicht vorwerfen.

Die besten Momente sind dennoch jene, in denen Ceccherini sich und die Musiker ein wenig zurückhält – und einen musikalischen Witz auch mal ohne Getöse serviert. Denn diese Witze sind, zumindest teilweise, immer noch gut.

Wenn die Sopranistin Eir Inderhaug als Venus oder als Chef der Geheimen Politischen Partei Gepopo zu ihren

absurden Koloraturen ansetzt, dann ist das nach wie vor die schönste Persiflage auf alle Königinnen der Nacht. Der Schimpfwortwettbewerb der beiden Minister Oliver Widmer und Martin Zysset könnte auch heutige Aggros zu etwas mehr Fantasie anregen («Nageltier!» «Nacktgeschirr!»). Der Fürst Gogo (David Hansen) fistelt hinreissend, Piet vom Fass (Alexander Kaimbacher) kippt in virtuoser Besoffenheit zwischen den Registern hin und her. Und den Trinkspruch von Jens Larsens Astradamors kann man sich nur zu Herzen nehmen: «Auf wohliges Verscheiden: Prost!»

Zoten und Propeller

Das Publikum bekommt allerdings nichts zu trinken, das zweistündige Stück wird ohne Pause durchgespielt. Das ist gut, weil man so drinbleibt in dieser seltsamen Welt, die hier Breughelland heisst. Und trotzdem schade, weil man sich die Aufführung vielleicht tatsächlich am besten in leicht beduseltem Zustand ansehen würde. Es wäre dann egal, dass man den Trick mit dem Chor im Parkett schon zu oft gesehen hat. Und auch, dass der Kostüm bildner Barbara Drosihn nicht zu allen Figuren so viel eingefallen ist wie zur Venus. Man würde sich freuen über das hübsche Propellerdings von Bühnenbildner Henrik Ahr und kichern über die Zoten, auch wenn sie hier oft erstaunlich brav wirken.

Es wäre dann auch egal, dass manches zu grob und anderes zu subtil ist in dieser Aufführung, denn oft ist sie ja gerade deshalb genau richtig. Und am wichtigsten gegen Schluss, wenn alle denken, sie seien tot, und ganz feierlich singen und gucken – obwohl der Komet, den Leigh Melrose als charismatisch-scharlatanischer Nekrotzar angekündigt hat, gar nicht gekommen ist.

Oder noch nicht, man weiss es nicht so genau. Sicher ist: Das Licht ging rechzeitig aus. Und die Leute von Breughelland konnten ungetrübten Premierenapplaus entgegennehmen.

Schräge Charaktere, träge Handlung

Maurizio Pinarellos Roman «Wildschäden»

Von Clara Vuille-dit-Bille

In einer Grenzstadt am Fluss bricht Unruhe aus. Der Grund dafür ist nicht sofort ersichtlich. Beunruhigend ist mit Sicherheit der Schuss, der plötzlich und am helllichten Tag im nahe gelegenen Wald ertönt. Ein Jäger? Oder sind es Räuber? Zweiteres kann sich der junge Manuel gut vorstellen. Am Teich in der Nähe vom Wald, wo er normalerweise seinen Freund Jonas trifft, verwandelt er sich selbst ab und zu in einen Räuber – er rennt, wirft mit Steinen und jagt Frösche.

Manuel ist einer der jüngsten Charaktere in Maurizio Pinarellos neuem Roman «Wildschäden». Manuel ist «anders», wie es die Mutter von Jonas ausdrückt. «Anders» heisst nett ausgedrückt: seltsam, komisch, vielleicht sogar verrückt. Vergleicht man Manuel jedoch mit den restlichen Bewohnern der Grenzstadt, revidiert sich dieses Urteil nach und nach. Ist nicht eher Kurt, der pensionierte Polizist, der Verückte? Schliesslich kommuniziert er mit seiner verstorbenen Frau Klara, als wäre sie niemals von ihm gegangen. Oder vielleicht ist es auch Sigi Sund, der Aussteiger, der draussen im Wald sein Zelt aufstellt und sich verhält wie ein lichtscheues Tier?

Erst am Ende geht es richtig los

Pinarello rückt in seinem Roman die schrägen und auch lasterhaften Eigenschaften seiner Charaktere ins Zentrum. Sie bestimmen den ganzen Verlauf des Romans – sind beinahe der Ersatz für die eher träge voranschreitende Handlung: In unterschiedlich langen

Sequenzen besucht man als Leser die Schauplätze von «Wildschäden», erfährt Stück für Stück von den Verbindungen zwischen den Bewohnern der Stadt. Je öfters sich deren Wege kreuzen, desto grösser wird auch die Unruhe in der Stadt am Fluss. Die Begegnung zwischen dem Chefredakteur der Stadtzeitung und Fitnessstrainerin Helene Rost bleibt nicht ohne Folgen. Und als der Wildzelther Sigi Sund sein Lager im Wald verlässt, wird aus seinem Ausflug in die Stadt ein Zusammentreffen mit der Hausfrau Chloë, die sich daraufhin plötzlich ausserhalb ihrer Komfortzone wiederfindet. Dazu kommt, dass sich Wildschäde in der Stadt breitmachen und die Gärten verwüsten.

Doch was hat es mit dem Schuss auf sich, der nicht nur den spielenden Manuel am Teich erschreckte, sondern so manch anderen Bewohner der Stadt ebenfalls? Die Antwort auf diese Frage lässt lange auf sich warten – fast schon zu lange. Mit dem Effekt, dass der Roman am Ende erst richtig Fahrt aufnimmt. Ein wenig mehr von dieser neu ansteigenden Spannung der letzten Seiten von Pinarellos Buch hätte man sich im Nachhinein schon früher erhofft.



Maurizio Pinarello: «Wildschäden», Edition 8 2018, 256 S., ca. 26.–.

Wenn der scheue Saurier eine Party schmeisst

Eine Kollektion mit Kurztrickfilmen zeigt, dass die Filmer von Pixar auch in der kleinen Form Meister sind

Von Benedikt Frank

Das Animationsstudio Pixar ist das erfolgreichste der Welt. Keiner der 20 Kinofilme seit 1995 war ein Flop, und mit neun gewonnenen Oscars für den besten Animationsfilm führt Pixar dieses Rennen mit grossem Vorsprung an. Das Studio ist heute die Marke für gute Familienunterhaltung schlechthin, so wie es Disney einmal war. Doch Pixars Animationskünstler sind nicht nur Meister der Langform, vielmehr kehren sie immer wieder gerne zu ihren Kurzfilm-Wurzeln zurück.

Eine Erinnerung an den ersten Zweiminütler des ehemaligen Chefs John Lasseter kann man vor jedem Film im Logo sehen: Die Schreibtischlampe Luxo Jr. hüpfte ins Bild und macht das I in Pixar platt. Bis vor Kurzem war Lasseter oberster künstlerischer Leiter von Pixar und Disney. Nachdem ihm sexuelle Belästigung vorgeworfen worden war, trat er zurück. «Luxo Jr.» war 1986 eine Vorahnung, wie Computer die Animationsbranche verändern würden. Der fünfminütige Film «Tiny Toy» zwei Jahre später enthält bereits die wichtigsten Elemente von «Toy Story», Pixars Durchbruch im abendfüllenden Format. Diese frühen Pixar-Shorts veröffentlichte das Studio erstmals 2007 auf DVD. Nun ist man bei der dritten Kurzfilm-Kollektion angekommen, die 13 seit 2012 entstandene Filme vereint.

Wie schon zu Anfangszeiten des Studios sind die kurzen Pixar-Produktionen nicht nur liebevolle Eigenpromotion, sondern stets auch Experiment mit neuen Techniken und Figuren. Immer wieder erforschen sie andere Seiten von schon bekannten Charakte-

ren – Mark Walhs «Partysaurus Rex» lässt etwa den introvertierten Dinosaurier aus «Toy Story» eine Party im Badezimmer schmeissen. Und wie die Vorgänge in der Gefühlschaltzentrale von «Inside Out» weitergehen könnten, imaginiert Josh Cooley in «Riley's First Date».

Andere Kurzfilme sind Ausdruck der kreativen Vielfalt, die sich aus Menschen mit unterschiedlichsten kulturellen Hintergründen speist. In «Bao», aktuell als bester animierter Kurzfilm für den Oscar nominiert, transformiert die chinesisch-kanadische Regisseurin Domee Shi ihr Erlebnis mit einer überbehütenden Mutter in eine herzhliche Geschichte, in der eine Teigtasche zum Leben erwacht.

Animation, das steckt schon im Wort, ist die Kunst, einem toten Ding Leben einzuhauen, ihm eine Seele zu geben. Das hat Pixar bereits mit dem Maskottchen Luxo Jr. getan. Auch Dave Mullins' Sechsminütler «Lou» besinnt sich auf diese Tradition. Der Inhalt einer Kiste mit Fundsachen ist die Hauptfigur, ihren fantastischen Körper bilden Bälle, Kleidungsstücke und Spielsachen, die sich ständig neu arrangieren. Ein Sinnbild für die Dynamik der Pixar-Kunst.



Die Pixar Kurzfilm Collection 3, erscheint morgen auf DVD, ca. 16.–.

Umsatz mit Büchern stabiler

Handel in der Deutschschweiz bremst den Abwärtstrend

Bern. Der Negativtrend verkaufter Bücher schwächt sich in der Deutschschweiz im zweiten Jahr in Folge ab. Der Gesamtumsatz ging gegenüber dem Vorjahr nur um ein Prozent zurück. 2017 waren es knapp drei Prozent. Damit behauptete sich das Buch im Vergleich zu klassischen Medien wie Zeitungen, Musik oder Kino weiterhin gut, schrieb der Schweizer Buchhändler- und Verleger-Verband (SBVV) gestern.

Die Marktanalyse umfasst Bücher, die in Geschäften und online gekauft wurden. Jedes dritte der knapp 15 Millionen verkauften Bücher war ein Roman. «Königskinder» von Alex Capus war der umsatzstärkste Deutschschweizer Roman. Michelle Obamas Biografie «Becoming» das meistverkaufte Buch aller Genres.

Der Marktanteil der Schweizer Verlage blieb 2018 stabil: Gegenüber dem Vorjahr legte er mit 18 Prozent sogar leicht zu. Rosig ist die Situation für die einheimischen Verlage dennoch nicht. Über 80 Prozent aller in der Deutschschweiz gekauften Bücher stammen weiterhin aus dem Ausland. SDA

Nachrichten

Börne-Preis geht an Eva Menasse

Frankfurt. Die in Berlin lebende österreichische Autorin Eva Menasse erhält den mit 20000 Euro dotierten Ludwig-Börne-Preis. Alleinjuror Florian Illies lobt ihre «seltene Mischung aus Scharfsinn, Streitlust, Humor und europäischem Bewusstsein». SDA